



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Humbolds Humanitätsidee

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

das zeitliche Risiko des Ablebens innerhalb der Versicherungsdauer gedeckt und dem Versicherten die Wahl gelassen, nach Ablauf der vorgesehenen Zeit die Versicherung aufzugeben oder auf eine neue Anzahl von Jahren (ohne nochmalige ärztliche Untersuchung) zu verlängern; diese Verlängerung kann wegen des steigenden Lebensalters des Versicherten, das heißt wegen der größern Sterbenswahrscheinlichkeit nur erfolgen, wenn entweder die Prämie erhöht oder bei gleichbleibender Prämie die Versicherungssumme ermäßigt wird. Wie ohne weiteres in die Augen fällt, kann diese Ermäßigung der allmählichen Abzahlung (Amortisation) des zur Deckung der Erbschaftssteuer aufgenommenen Darlehns oder einer Hypothek angepaßt werden. Eine Police dieser Art bietet die Grundlage für einen ebenso sichern als entsprechend billigen Kredit; sie ergibt die einleuchtende Möglichkeit, mit einer jährlich gleichbleibenden, ihrer Höhe nach den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßten Summe jede Form einer Nachlaßbesteuerung zu bestreiten und damit dem einzigen Einwand gegen diese, der überhaupt ernsthaft genommen werden könnte, den Boden zu entziehen.

Kammergerichtsrat Otto Hagen in Berlin



Humboldts Humanitätsidee

Aus dem Briefwechsel Wilhelms von Humboldt mit seiner Braut und Gattin, Karoline von Dacheröden, den Anna von Sydow herausgibt, tritt dem staunenden Leser das Bild des denkbar vollkommensten, eines unglaublich vollkommenen Liebesbundes entgegen. Die Glut Heloïsens verblaßt neben der dieses Paares, und nichts von den Peinlichkeiten jener mittelalterlichen Liebesgeschichte haftet ihm an: es ist ein legitimer, von aller Welt anerkannter Bund, der den Liebenden ein ruhiges, gleichmäßiges, nie getrübtcs Glück gewährt und sie bis zum Grabe, ja über das Grab hinaus aneinanderkettet. Schönheit, Liebe, Humanität, von diesen drei Ideen waren die beiden Kreise erfüllt, in denen der junge Humboldt reiste, der Berliner und der thüringische, aber keinem andern Mitgliede dieser Kreise war es vergönnt, die genannten Ideen voll zu verwirklichen, als Humboldt und seiner Gattin. Sie waren beide ideal schön, ebenso ihre Kinder; ein Familienbild etwa mit dem ältesten Sohne würde die Trinität von Mann, Weib und Kind, die erst der ganze Mensch ist, in höchster Vollendung dargestellt haben. Und der Form entsprach der Inhalt des reinen, starken und reichen Seelenlebens, das die beiden, immer harmonisch zusammenstimmend, ineinander ergossen. „Die geistigsten Kräfte der Seele, schreibt er einmal seiner Li [i und Bill pflegten sie einander anzureden] müssen rege sein und doch stark in die schöne Sinnlichkeit übergehn. Denn eben dies Vorschweben des Geistes in den

Sinn durch die Empfindung der Schönheit ist wahrer Charakter der Menschheit. Aber in so wenigen Menschen gibt es ein Band, dies zu verknüpfen. Sie sehen das Geistige bloß in toten konventionellen Zeichen, im Wort und Ton, und ahnden in der Sinnenwelt nichts, wovon Form und Gestalt und Farbe nur ein Bild ist, nur Art zu erscheinen. Wenn es anders sein soll, wenn das Glück genossen werden soll, was dem Dasein erst eigentlichen Wert gibt, dann muß der Sinn empfänglich und reizbar, die Einbildungskraft tätig und die Kraft der Seele so groß sein, daß die Stimmung trotzdem seelenvoll bleibt und nicht dem Reiz der Nerven unterliegt. In diesem Zustande ist der Mensch auf der höchsten Stufe des Daseins, auf dieser faßt und schafft sein Geist mit der schnellsten, mächtigsten Kraft. . . . Wie so ein schöner Gedanke ist, meine Di, daß alles Vollkommenwerden nur ein Zurückkehren ist zu dem ursprünglichen Dasein. Durch alle Hüllen hindurch, die in dem eingengten Leben das Urschöne der Seele verdecken, erblickt man doch in Momenten der Begeisterung die eigentümliche Gestalt und ahndet mit hoher, fester Gewißheit, daß einst eine Zeit die Schleier hinwegheben wird.“ Jedes von beiden hat das Urschöne im andern gefunden, betet es an und fühlt sich von ihm geheiligt. Diese Ausdrücke kehren in beider Briefen oft wieder. So schreibt sie: „Ach, was bist Du für ein wunderbares Wesen. Ich komme oft stundenlang nicht davon zurück. Diese seltene Fülle des Geistes, diese unaussprechliche Feinheit der Empfindung und im Umgang, und dieser unbefangne kindliche Sinn, wo findet man das noch vereint? . . . Ich bete Dich an wie den Schöpfer meines neuen Daseins, wie den huldreichen Geber meines unverdienten Glücks. Ach, diese Gefühle des Dankes, der Anbetung, aus manchen Herzen mögen sie schon im Glauben einer allwaltenden Vorsehung geflossen sein — aber die Gefühle unsrer Liebe, lebten sie auch schon in einem menschlichen Wesen?“ Und er: „Immer bleibt sie sich gleich, diese Empfindung kindlicher Demut, reiner, anspruchsloser Anbetung deiner Schönheit.“ Diese reine Empfindung wird streng zwischen engen Grenzen eingeschränkt, die sie von gefährlichen Nachbarn scheiden: „Auf der einen Seite das helle Sein der trocknen, kalten Vernunft, auf der andern das Hinabsinken von der Sinnlichkeit zum mehr körperlichen Genuß.“ Diesem macht Schiller für den Zartfinn Humboldts zu große Zugeständnisse, und im Faust stoßen ihn „fatale Szenen“ ab, „hie und da freilich schön, aber auch so undelikat und roh“. Bertrug sich nun aber mit solchem Liebesleben eine Berufstätigkeit, ein Amt? Nein, haben Bill und Di einstimmig und ohne Schwanken geantwortet. Nicht etwa darum, weil zu befürchten gewesen wäre, daß häufige accès de tendresse ihn im Arbeiten stören würden. Gearbeitet haben beide unermüdlich, viel gearbeitet. Sondern weil sich seine Natur nur in völliger Freiheit entfalten kann. Alle gewöhnliche Männerarbeit erscheint ihm als Sklavenarbeit. Eigentliches Leben haben nur die Frauen. Was dem Dasein Wert gibt, schreibt Humboldt an Karoline, „das Denken und Empfinden kommt nur von Euch, und wir Männer erhalten davon nur so viel, als aus Eurem vollen Becher überfließt

oder Eure Liebe uns mitteilt". Und sie an ihn: „Du bist nicht für den Dienst gemacht; es gehört eine gewisse Art Eitelkeit dazu, von der Dein Wesen ewig geschieden sein wird, sich viel von dem großen Nutzen vorzuerzählen, den man stiftet; Dein Blick ist zu fein und durchdringend, als daß Dir die Wahrheit entgehen sollte.“ Er vergleicht sein und seines Bruders Arbeiten und Streben; dieses habe ihn manchmal an sich selbst irre gemacht. „Eine Zeit lang quälte mich die Idee, daß doch meine Denkungsart sehr eigennützig sei. Aber wie ich tiefer in die Wahrheit der Dinge drang, da fand ich doch, daß das Einwirken der Wesen auf tausendfach andre Weise geschieht, als der gewöhnliche Blick des Menschen entdeckt, ehe ihn ein Gefühl zu der Höhe emporhebt, die Dein Anblick mir gab. Da fand ich, daß das Gute, das man schafft, einen andern Maßstab hat, und fest und unerschütterlich ward in mir die oft dunkel empfundne, aber selten klar ausgedachte Wahrheit, daß der Mensch immer nur so viel Gutes schafft, als er in sich gut wird. Was für die Masse des Guten in der Menschheit dadurch gewonnen ist, stand klar vor mir da, und wie die schöngestaltete Natur einen wohlthätigern Segen über die Menschen verbreitet, die sich in ihrem Anschau verlieren, als die fruchtbare für die, welche ihre Fülle genießen, so kam mir der Mensch vor, der still und ewig nach dem Großen strebend unter seinen Mitbrüdern einherwandelt, ungestört gedenkend des großen Ziels, und unbekümmert um die Gaben, die er ausspenden könnte, die ihn aber vom Wege abwenden würden.“ Diese Ansicht ändert er auch nicht, nachdem er dann doch ein Amt, den Gesandtschaftsposten am Vatikan, angenommen hat. Er bleibt dabei: neben der Selbstvervollkommnung, neben der Spiegelung der eignen Persönlichkeit in einem gleich vollkommenen geliebten Wesen und in beider verjüngten Abbildern ist alles äußere Tun und Wirken wenig wert, sein vielgerühmter Nutzen Illusion. Der Mensch nützt der Menschheit mehr durch das, was er ist, wenn er etwas ist, als durch das, was er tut. Die Stätte aber, wo solch vollkommenes Leben aufblühen kann, ist nicht der Norden, dem es an Schönheit fehlt, und dessen Klima die Seele niederdrückt, mit seiner philisterhaften Gesellschaft, sondern der Süden, Italien, vor allem das ganz einzige Rom. Trotzdem hat er sich, als die Not drängte, dem Vaterlande nicht versagt. Und was er in noch nicht zwei Jahren (1808 und 1809) als Organisator des preußischen Unterrichtswesens geleistet hat, und wie er es geleistet hat, das ist nun vollends erstaunlich und unglaublich. Ganz geräuschlos vollbringt er das gewaltige Werk, überwindet spielend die ungeheuern, aus Geldmangel und den Intrigen konkurrierender Staatsmänner entspringenden Schwierigkeiten, versäumt auch das Kleinste nicht, revidiert persönlich Volksschulen und Gymnasien, und in aller Stille gelingen ihm hundert Dinge, von denen heute kein einziges ohne mindestens dreijährige parlamentarische Kämpfe und betäubenden Preßlärm geschehen könnte. Und das alles wird in den Briefen an die Gattin, die in Rom geblieben war, nur so nebenbei erwähnt. Er gibt nach vollbrachter Organisation die Leitung der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, die damals noch dem

Minister des Innern unterstand, wieder ab, weil dieser, Graf Dohna, in die Schaffung eines eignen Ministeriums für diese Zweige nicht willigte, Humboldt aber überzeugt war, nur in völliger Unabhängigkeit (die man ihm für das Organisationswerk gegönnt hatte) ersprießlich wirken zu können.

Die wenigen hier angeführten Äußerungen Humboldts geben uns, scheint mir, nicht bloß ein ganz klares Charakterbild von ihm, sondern enthüllen den Kern seines Wesens, das, was er und was mit ihm ganz Jena und Weimar unter Humanität verstand, nur daß in den meisten Männern des thüringischen Kreises, besonders in Fichte, ein stärkerer Drang zum tätigen Eingreifen in die Weltbegebenheiten waltete. (In Berlin war ihm Schleiermacher am ähnlichsten geartet.) Wir haben also, um das Wesen der Humanitätsidee zu erfassen, eine gelehrte Untersuchung kaum nötig, doch nehmen wir eine solche dankbar hin, wenn sie uns zeigt, wie diese Idee in Humboldts Seele allmählich immer deutlicher geworden ist, wie sie sich in seiner vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit entfaltet hat, und wie die geistigen Strömungen und die bedeutenden Männer der Zeit zu ihrer Ausgestaltung beigetragen haben. Wir können hier auf die subtilen Untersuchungen, denen Eduard Spranger die Metaphysik, Psychologie, Ästhetik und Ethik Humboldts unterwirft, nicht eingehn, sondern entlehnen nur seinem dem Gedächtnis Friedrich Paulsens gewidmeten Werke (Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee, Berlin, Reuther u. Reichard, 1909) einiges Material, um diese Idee etwas vollständiger zu skizzieren, als es in den obigen Andeutungen geschehen ist. Der Gegenstand darf höchst aktuell genannt werden, denn man kann ja kaum eine Zeitschrift zur Hand nehmen, ohne darin Klagen über das Fehlen einer wirklichen Kultur und die Forderung einer solchen (oder der Persönlichkeit, siehe im 8. Heft der Grenzboten die Betrachtungen von Karl Hirzel) zu finden, und was man heute Kultur zu nennen beliebt, das nannte man eben vor hundert Jahren Humanität.

Auf den ersten Blick sieht die Sache so einfach aus, daß sie mit drei Worten erledigt zu sein scheint. Humanität sei Aufgabe, Ziel und Zweck des Menschen, ist das nicht eine Tautologie? Versteht es sich nicht von selbst, daß der Mensch eben ein Mensch sein soll? Natürlich ein vollkommener Mensch, ein mit allen menschlichen Fähigkeiten begabter Mensch, ein Mensch, der alle diese Fähigkeiten ausbildet und in harmonischem Wirken betätigt; ein unverkrüppelter, unverstümmelter, unverdorbnener Mensch. Indes, wenn wir die verschiedenen Ansichten und Bestrebungen der Menschen durchmustern, wird uns die Sache dunkel und zweifelhaft. Ein Hochmoderner, den ich dieser Tage las, erzählt, wie ihn Haeckels Offenbarungen entzückt hätten: der Mensch mitten in die Natur hineingestellt, die Tiere, Blumen, Steine seine Brüder und Schwestern, die Naturgeschichte unsre Familiengeschichte; die Möglichkeit, zu sehen, wie Pflanzen, Algen, auf einmal versuchen, Tiere zu werden, und nun diese reiche Literatur, die aus dieser neuen Ansicht hervorgeht: vor allem Bölsches „Liebesleben in der Natur“ und „Vom Bazillus zum Affenmenschen“, und außer vielen andern

Deutschen die beiden Amerikaner: Walt Whitman (der, wie ich aus Rezensionen erfahre, gepredigt hat: die animalischen Triebe frei walten lassen!) und Thoreau, der die Amerikaner gelehrt habe, im Urwald mit den Tieren zu leben, und so uns Menschen unsre Zukunft weise, wo wir wieder den Mut haben werden, „unschuldige, starke, frohe Tiere zu sein, aber wissende Tiere“. Ich brauche nur die Namen Kant, Fichte und Schiller zu nennen, um neben dieses Menschheitsideal ein andres zu stellen, das von ihm himmelweit verschieden ist, und Humboldt war wenigstens mit Kant und Schiller in allem wesentlichen einverstanden; daß seiner Empfindung nach Schiller dem Animalischen noch zu viel einräumte, wurde oben erwähnt. Gewiß war auch Humboldt ein Freund der Natur, aber nur ästhetisch betrachtete er sie; ihre wissenschaftliche Untersuchung zog ihn nicht an; er würde die heutigen Entdeckungen als interessante Bereicherungen unsrer Erkenntnis begrüßen, aber nicht von ihnen entzückt sein; sie würden zu dem, was er in der Natur suchte: Symbole des Geistigen, nicht viel beitragen. Nicht sich als Tier wissen, sondern die ganze Natur (unter der er vorzugsweise die Landschaft verstand, Tiere haben kaum seine Aufmerksamkeit erregt) vermenschlichen, war seine Freude. Seine „Metaphysik“ befiehlt ihm, „menschlich zu sein bis ins tiefste Fleisch, alles zu kennen und zu durchsuchen und alles in echteste Menschheit zu verwandeln; sie schneidet keine Beschäftigung und keinen Genuß ab, aber nimmt von überall alles Kleinliche und Uedle hinweg“. Metaphysisch ist seine Humanitätsidee verankert, denn die Idee überhaupt ist ihm etwas Metaphysisches. Im Grunde genommen gibt es nur eine Idee, die des höchsten geistigen Seins; aber diese eine Idee spaltet sich in viele Einzelideen, die zwischen dem höchsten Geiste und den Erscheinungen mitten inne stehn. Die Idee ist das, was den Individuen einer Gattung ihren Typus, ihren Charakter verleiht, und aus der sinnlichen Gestalt wird die Idee erkannt. Das gestaltete Individuum ist sich seiner Idee nicht bewußt, diese waltet ihm unbewußt in ihm. Indem aber die Idee auf Widerstände stößt, betätigt sie sich als ein Trieb, der den widerstrebenden Stoff zu überwinden strebt. Im Menschen erscheint dieses Ringen als das Streben des Geistes, den Körper zu beherrschen, und auf der höchsten Stufe des menschlichen Bewußtseins wird der Trieb zur metaphysischen Sehnsucht nach dem höchsten und vollkommenen Leben. Man sieht: diese Idee vom Menschen führt weit ab von Darwin, auf die ihm entgegengesetzte Seite, zu Plato, ja (woran Humboldt schwerlich gedacht haben wird, und was auch Spranger nicht erwähnt) zu den Scholastikern. Namentlich Thomas von Aquin steht der modernen Neigung, den Menschen monistisch aufzufassen, weit näher als Plato. Ausdrücklich bekämpft er Platons Ansicht, die Seele wohne und wirke im Leibe wie der Schiffer im Rahn oder der Menschenleib im Kleide, oder der Leib sei nur Werkzeug der Seele; vielmehr wisse der Mensch, möge er körperliche Empfindungen haben oder denken, sich immer als ein und dasselbe, ungeteilte und unzerreißbare Wesen; die Seele sei *forma corporis*. Dieser Ausdruck bedeutet bekanntlich im Sinne der realistischen

Schule der Scholastiker nicht sowohl die Gestalt, die ja etwas Körperliches ist, als das Gestaltende (Lebensprinzip, pflegen die Philosophen zu übersetzen), und dieses Gestaltende, das dem ungeformten (darum nach Thomas nicht wahrnehmbaren, eigentlich gar nicht existierenden Stoff) erst zum Dasein verhilft, ist eben die platonische und die humboldtische Idee und Schillers „Gestalt“ oder Ideal. Auch die Vorstellung der Darwinianer, die Individuen könnten durch das zufällige Zusammenwirken äußerer Ursachen ihre Gestalt gewonnen haben, also zufällig geworden sein, hat Humboldt wenigstens in Beziehung auf den Menschen — vorahnend — ausdrücklich abgelehnt. „Der Mensch ist von seinem ersten Odemzuge an Mensch“, und zwar dieser bestimmte Mensch; sein Charakter, seine Persönlichkeit ist etwas Ursprüngliches.

Die Ideen und die Ideale aber, so vor allem die Idee des vollkommenen Menschen, das Humanitätsideal, können nicht vom Verstande erfunden oder konstruiert werden, sie werden geschaut. Niemand kann wissen, wie ein schöner oder ein guter Mensch aussieht, wenn er nicht einen gesehen hat. Die Idee gehört also ins Gebiet der Ästhetik, und zwar ist es, wie Spranger sehr ausführlich nachweist, Winkelmann gewesen, der die Deutschen gelehrt hat, Ideen zu sehen, zunächst von den plastischen Werken der Griechen Seelisches, Geistiges abzulesen. Die griechischen Künstler haben nach ihm keineswegs die Natur kopiert, sondern von innen heraus schaffend, im Marmor ihre Ideale verwirklicht, und aus dem künstlerischen Schaffen ist ja überhaupt die Idee der Idee geboren: der Gedanke, daß die Naturtypen ebenfalls die Ideen eines Schöpfers verwirklichen. Welches ist nun aber die Idee, die sich in der Menschengestalt verkörpert? Es kann keine andre als die vollendeter Sittlichkeit sein. Wie man sich denken kann, ist Humboldt mit Kant in der Ethik so wenig wie Schiller vollkommen einverstanden. Es konnte ihm nicht gefallen, daß Kant „die sinnliche [sittliche auf Seite 412 ist offenbar Druckfehler] und triebhafte Seite seiner selbst in einem Gegensatz zu seinem eigentlichen Selbst fühlte, das Ich in eine Zweifelt zerriß“. Er dachte Notwendigkeit und Freiheit, Empfindung und Willen, Empfänglichkeit und Aktivität, Genuß und Tat, Vollkommenheit und Glückseligkeit zur Harmonie verschmolzen, und zwar nicht erst im Jenseits. Doch gab er zu, daß Entzweiung vorkommt, und nahm deswegen zwei ethische Grundtypen an: den männlichen, starken, der auf der Bändigung des Trieblebens durch den vernünftigen Willen beruht, und den weiblichen, der in beider Harmonie besteht, den Typus der schönen Seele. Den zweiten stellt er höher als den ersten; er entspricht besser seinem Ideal einer alles umfassenden Vollständigkeit — der Mensch soll sich an Kenntnissen, Gefühlen und Tätigkeiten alles aneignen, was er zu assimilieren, in sein eignes Wesen zu verwandeln fähig ist — und einer schönen Harmonie. Der moralische Wert, die sittliche Gesinnung, das gibt er Kant zu, macht die Würde des Menschen aus, er ist aber noch nicht der ganze und volle Mensch, zu dem außer einer starken Individualität die Universalität (Humboldt ist ein Faust, aber ohne sich un-

glücklich zu fühlen) und die Totalität, die Verschmelzung aller Seiten des Menschenwesens zu einem Ganzen gehören. Es ist klar, daß er dieser seiner Natur nach bei aller Verehrung Schillers doch Goethe höher stellen mußte. Zwar rühmt er gerade an Schiller auch die Universalität und Totalität, er habe „so viel Welt, als er mit seiner Phantasie zu erfassen vermochte, mit der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen in sich zu ziehen und in die Einheit der Kunstform zu verschmelzen“ gestrebt. Aber, bemerkt Spranger dazu, es habe Schiller doch noch einiges zur reinen Humanität in Humboldts Sinne gefehlt: der Sinn für Wert und Reichtum des Individuellen (er lebte zu sehr im Allgemeinen, Begrifflichen), und seine Aneignungsfähigkeit war beschränkt; er war zu aktiv, als daß er die Fülle der Eindrücke rein in sich hätte aufnehmen können; sein Gestaltungstrieb trat immer in Tätigkeit, ehe die Aufnahme vollendet war. Er war darum Lyriker und Tragiker, aber nicht Epiker, und gerade im Epos sieht Humboldt die höchste künstlerische Leistung des Humanitätsgeistes und mußte demnach als Ästhetiker sein Ideal in dem Manne verwirklicht finden, „der seiner Organisation nach Grieche, Epiker, Naturforscher und Idealist zugleich war“.

Die Gerechtigkeit versteht sich für jeden unverdorbenen Menschen ohne alle Philosophie von selbst. Kant hatte außer ihr als Ethiker einseitig die sittliche Freiheit, die Herrschaft der Vernunft über die Triebe betont. Die Vertreter der Humanität ergänzten diese beiden Ideen zum vollen Menschentum durch die Forderung der Fülle (die übrigens Herbart unter die sittlichen Ideen aufgenommen hat) und die Schönheit, indem sie sowohl die Pflege der schönen Künste wie die Darstellung der Schönheit in der Harmonie und der edeln Anmut des eignen Daseins zur Pflicht machten. Trotz solchem Reichtum jedoch vermiffen wir noch etwas: gerade das, was die deutsche Übersetzung des Wortes Humanität besagt. Nicht, daß es unsern klassischen Helden an Menschlichkeit gefehlt hätte. Was Humboldt betrifft, so hat er zum Beispiel bei der Organisation des Unterrichtswesens durch die liebevolle Art, wie er die Wünsche und Bedürfnisse zahlreicher Bittsteller befriedigte, viele Herzen gewonnen, und aus Andeutungen seiner Briefe ist zu schließen, daß die Unterstützung von Bedürftigen einen bedeutenden Posten in seinem Ausgabebetat ausmachte. Aber solche Leistungen als wesentlichen Bestandteil seines Humanitätsideals hervorzuheben, war er zu sehr mit seiner Selbstvervollkommnung beschäftigt und blieb sein Blick zu ausschließlich an dem engen Kreise der Elitemenschen haften. Die uninteressanten Menschen, die „Vielzuielen“, interessierten ihn nicht. „Die Frage, wie der ästhetisch ganz unkultivierte Mensch zum Sittlichen stehe, hat diesen Aristokraten nie interessiert; nur der höher differenzierte Geist beschäftigte ihn.“ Kant, Goethe, Fichte waren von der Pflicht gegen den Nächsten, auch schon von dem Gedanken an die Gesamtheit lebhaft bewegt worden, und die Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts haben dann noch so manchen Geistesaristokraten und Ästheteten sozial denken und fühlen gelehrt, ja dazu gezwungen. In England

schien es eine Zeit lang, als sollte alles höhere und feinere Geistesleben im Mammonismus der Herrschenden und in der Verelendung und Verrohung der Handarbeiter untergehn. Und als diese in Deutschland mit ihren Forderungen hervortraten, da sah Robbertus die Kultur von diesen „modernen Barbaren“ bedroht. Zu guter Letzt hat sich auch noch die Befürchtung eingestellt, Europa könne von den Mongolen, die sich ihrer Kraft bewußt zu werden anfangen, unterjocht werden. Nach dem Siege einer dieser Klassen von Barbaren wäre auch eine kleine Elite von geistig vornehmen Menschen, von Verkörperungen des Humanitätsideals, nicht mehr möglich. Soll also dieses gerettet werden, so muß die Masse je nach Umständen bald mit Machtmitteln gebändigt, bald durch intellektuelle und moralische Beeinflussung erzogen werden. Und dazu genügt der einzelne nicht, das kann nur von den großen Zwangsorganisationen: Staat und Kirche, geleistet werden, denen freiwillige Vereine und Genossenschaften zu helfen haben. Die Initiative der einzelnen bleibt unentbehrlich, aber sie kann nur wirksam werden, wenn ihr die großen Organisationen Wirkungskreise abstecken und schützend umhegen, Handhaben und Hilfsmittel darbieten. Darum geht es namentlich nicht ohne den Staat, wenn auch Humboldt, der an Rants, Fichtes und Hegels Vernunftstaat nicht glaubt, recht hat mit der Ansicht, der grobe Staatsmechanismus könne an den Kern des Menschenwesens nicht heran, könne uns darum nicht durch unmittelbare Einwirkung zur Humanität verhelfen. Nun ist ja Humboldt in seinem Edelanarchismus, wie man das heute nennt, kein hartnäckiger Doktrinär gewesen — zum Glück fürs Vaterland. Er hat sich diesem in der Zeit der Not nicht versagt, hat dem preußischen Gymnasium seine Seele eingehaucht, die Humanitätsidee, die darin bis heute fortlebt, wenn sie sich auch in dem widerstrebenden Stoff philologischer Pedanterie, routinierter Schulbureaukratie und von der Not des Lebens aufgedrängten Wustes der Realien nur sehr unvollkommen zu verwirklichen vermag. Er hat auch später noch, als Gesandter in Wien und als Minister, ersprißlich gewirkt. Und für den größten der natürlichen Verbände, für das Volk, die Masse, hegte er das lebhafteste Interesse; indem er untersucht, wie ein Volk durch Boden und Klima wird, und wie seine Sprache entsteht — Sprachforschungen haben ihm ja einen dauernden Platz in der Geschichte der Wissenschaften gesichert —, legt er mit Herder zusammen den Grund zu den Wissenschaften der Ethnologie und der Völkerpsychologie. Aristokrat bleibt er jedoch auch in diesem Gebiet: nur das feinste und schönste der Völker, das Volk der alten Griechen, erscheint ihm als Repräsentant der Humanität. Diese zu vollenden, glaubt er trotz seiner Liebe zu Italien und seinem Widerwillen gegen nordische Formlosigkeit, Armut und Verdüsterung (man war vor hundert Jahren schrecklich arm und gar nicht heiter gestimmt in Deutschland) nicht die Italiener oder gar die Franzosen, sondern die Deutschen berufen. Sehr kräftig fühlte er seine Liebe zum Deutschtum angefaßt durch die ihm höchst widerwärtige Oberflächlichkeit der Franzosen, die er in Paris zu beobachten Gelegenheit hatte. Er

munterte Baggesen auf, die Leiden eines Deutschen in Paris zu schreiben, und dieser entwarf ein Wörterbuch, das die Franzosen, wenigstens die Pariser, charakterisieren sollte: nature müsse der Deutsche mit Kunst übersetzen, immortel bedeute bekannt, femme sei gleich Buhle, und Kant gleich Jakob Böhme. Nach 1806 dann lernte Humboldt die Haltung der Deutschen, zunächst der Preußen, in der Not achten. Wenn Spranger meint, die Schätzung des Griechentums, wie wir sie im Weimarer Kreise finden, lasse sich bei unsrer heutigen historischen Einsicht nicht aufrechterhalten, so muß zwar zugegeben werden, daß es ein Irrtum gewesen ist, die Griechen für lauter vollkommene und glückliche Menschen zu halten (besonders Jakob Burckhardt hat sich um die Zerstörung dieses Irrtums bemüht), aber das Recht, aus dem ganzen Griechentum das aller-vollkommenste, die Kunst und Poesie der Athener in der Blütezeit, für die Betrachtung auszuwählen und in diesen Erscheinungen das Humanitätsideal zu sehen, läßt sich den Neuhumanisten doch wohl nicht abstreiten.

Oder vielmehr ein Humanitätsideal, eines der vornehmsten Ideale. Denn das bleibt doch aller solcher Betrachtungen Endergebnis, daß sich die eine göttliche Vollkommenheit im Medium des irdischen Menschenstoffs bricht und spaltet, daß es darum viele verschiedene Ideen vom Menschen gibt, und daß kein einzelner Mensch alle, wenn auch mancher einzelne viele, Vollkommenheiten in sich vereinigen kann, ja daß man sich bei der Mehrzahl der Menschen schon zufriedengeben muß, wenn nur ein schwaches Fünkchen einer einzelnen menschlichen Vollkommenheit in ihnen glimmt. Man braucht nicht an die durch Laster oder Elend oder das unselige Erbteil eines siechen oder verkrüppelten Leibes teils Entmenschten teils Verstümmelten zu denken oder an die Farbigen, denen Hautfarbe und Gesichtsbildung die Darstellung echten Menschentums in ihrer äußern Erscheinung verwehren. Wie verschieden, und meist wie dürftig, werden die Gestalten der Weißen durch ihre verschiedene Begabung, ihre verschiedene soziale Lage und den Zwang zu einseitiger Berufstätigkeit! In Beziehung auf diese hat Karl Scheffler in seinem Büchlein „Die Frau und die Kunst“ einen sehr fruchtbaren Gedanken ausgesprochen, der einem oben erwähnten Gedanken Humboldts verwandt ist: der zur Einseitigkeit verurteilte Mann bedarf der Kunst, um in ihren Gebilden die Weltharmonie, die im eignen Leben zu verwirklichen ihm versagt ist, wenigstens im Bilde ergreifen, besitzen und genießen zu können; die Frau bedarf dieses Bildes der Harmonie nicht, weil sie sich der lebendigen Harmonie erfreut, selbst Harmonie ist (was die Emanzipationsbestrebungen heutiger Amazonen zum Wahnsinn stempelt). Allgemeiner als die Kunst leistet jedoch die christliche Religion dem Menschenkrüppel den Dienst, ihn einigermaßen zum Ganzmenschen, zu einer Inkarnation des Humanitätsideals zu vervollständigen. Dieselbe Religion, die es dem einzelnen zur Pflicht macht, ein vollkommener Mensch zu werden, die es ihm ferner zur Pflicht macht, nach Kräften jedem seiner Menschenbrüder zum vollen Menschentum zu verhelfen, leiht ihm auch mancherlei Mittel dazu: Anregungen zu sittlicher Selbst-

verkommen, Vorbilder solcher, die Hoffnung auf jenseitige Vollendung, und die Kirche hat dem Volke zudem Jahrhunderte hindurch allein auch das andre Mittel der Selbstvollendung, die Kunst, dargeboten; erst seit wenigen Jahrzehnten gelangt ein größerer Teil der Masse zum Mitgenuß der weltlichen Kunst. Die Humanitätsidee, schreibt Spranger, sei nicht unchristlich, wohl aber bereite sie eine neue Stufe des Christentums vor: ein Christentum, das mit dem Hier Ernst mache, ohne doch in ihm aufzugehn. Wir dürfen das Verdienst der Neuhumanisten noch höher einschätzen. Das Christentum war einseitig dogmatisch und fanatisch und hierdurch im Gegensatz zu seiner ursprünglichen Idee und Bestimmung geradezu inhuman geworden. Erst seitdem der Neuhumanismus die Zeloten wieder zu Menschen gemacht hat, können diese auch wieder zu jenem höhern Menschentum aufsteigen, das vom echten Christentum verkündigt wird. Allerdings ist auch dieses höhere Menschentum in seinen mancherlei Schattierungen einseitig, aber der pflichttreue Fromme, der im Vertrauen auf Gott geduldig Leidende, der Missionar, die Krankenpflegerin, die jungfräuliche Mutter (Inhalt dieses dogmatischen Symbols ist die Frau, die in der Ehe nicht den Sinnen- genuß sondern die erhabnen Freuden und Schmerzen der Mutterschaft sucht) sind immerhin höhere Ideale als der brauchbare Maschinenspinner oder Bureau- mensch oder der erfolgreiche Spekulant. Humboldt selbst war zwar dem Mystizismus und dem katholischen Zeremonienwesen feind, hat aber Friß Stolbergs Konversion mit den Worten entschuldigt: „Solche Dinge gestalten sich eigen in jedem Kopf und Herzen, und es ist einem dritten kaum möglich, die Fäden zu erkennen, an denen sie hängen.“ Anfangs von seinem reichen Kulturbesitz voll befriedigt, wurde er doch im spätern Leben, namentlich durch den Verlust geliebter Kinder und der über alles geliebten Gattin, mehr und mehr inne, daß das Hier auf die Dauer kein volles Genügen gewährt, die Erde nur „ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherm und Besserm“ ist, und wurde gegen Ende seines Lebens immer religiöser, beinahe ein gläubiger Christ. An der Unsterblichkeit der Seele hatte er nie gezweifelt. In einem Briefe an eine Freundin spricht er die Überzeugung aus: es müsse ein Fort- leben nach dem Tode geben, weil sonst alle Zweifel ungelöst blieben, und dem Dasein die Vollendung fehlte. Selbstverständlich wäre es ungemein töricht, wollte man diesem genialen Menschen wegen seines Strebens nach Selbst- vollendung (das dem Streben christlicher Asketen nach dem Seelenheil ähnlich, nur weniger einseitig ist) und der Abneigung gegen Arbeit in einem bestimmten Berufe eine moralische Makel anheften. Man muß Gott dafür danken, daß er einzelnen die Fähigkeiten verleiht, das Humanitätsideal in einem sehr weiten Umfange durch ihre eigne Person und Lebensführung zu verwirklichen, wie man ihm für den Anblick einer schönen seltenen Blume dankt. Aber wollte einer, dem solche Gaben nicht verliehen sind, den, wenn auch im Verein mit Frau und Kind, sich selbst genügenden Idealmenschen spielen und darüber seine Pflichten versäumen, so wäre das nicht allein töricht, sondern auch ein Unrecht. Dafür,

daß Humboldts Art nicht allgemein wird und dadurch den Staat und den Fortschritt gefährdet, ist in Europa hinlänglich gesorgt (Inden und Türken erscheinen in ihrem pflanzenhaften Selbstgenügen der humboldtischen Art verwandt, nur daß sich ihr Geist nicht mit Wissen anfüllt, sondern leer bleibt) durch unruhigen Tätigkeitsdrang und vielgestaltige rege Selbstsucht. Eine der häufigsten und wirksamsten Gestalten ist der Ehrgeiz, die Sucht sich auszuzeichnen. Humboldt ist auch von Schriftstellerehrgeiz frei gewesen.

An Schriften, die von Größen der Humanitätsperiode handeln, sind uns u. a. noch zugegangen: Friedrich Heinrich Jacobi, eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Weltproblems von Dr. Friedrich Alfred Schmid, Privatdozent an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1908, und: Friedrich Schlegels Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Genese der historischen Weltanschauung von Dr. F. Lederbogen, Königl. Seminarlehrer in Weißenfels. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1908.

Carl Jentsch



Literarhistorische Rundschau

Don Heinrich Spiero

1



Unter den literarhistorischen Erscheinungen der letzten Monate steht der lange erwartete zweite Band von Karl Bergers großer Schillerbiographie obenan (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung). Nicht nur, daß endlich, nach so viel unvollendeten Darstellungen, ein großes, umfassendes Werk über Schiller glücklich zu Ende gediehen ist, macht diese Erscheinung erfreulich, sondern vor allem doch die durch den ersten Band geweckte und durch den zweiten bestätigte Überzeugung, daß uns hier endlich die große, mit voller Beherrschung des Materials geschaffne vollstümliche Biographie Schillers beschert worden ist. Bergers klarer, ungesuchter, redlicher Stil macht die Lektüre des Werkes auch in den schwierigsten Teilen, wie der Darstellung von Schillers Philosophie, leicht, ohne doch irgendwie in zu weitem Entgegenkommen das hohe Niveau zu verlassen, auf dem die Schilderung daheim ist. Der Biograph stellt immer seinen Helden in den Mittelpunkt der Dinge, und es erfordert neben andern Eigenschaften vor allem Takt, trotzdem die Gestalt richtig ein- und, wenn es sein muß, auch einmal unterzuordnen. Das ist Berger vollauf geglückt. Der Anfang des zweiten Bandes zeigt Schiller ja in den mannigfachsten Schicksalsverflechtungen zum Lengefeldschen Kreis, bald wieder im Zusammenhang mit Körner und den Seinen, inmitten der alten schwäbischen Freunde und bei den Eltern und dann endlich in dem nach langem Harren gewonnenen Bündnis mit Goethe. Das alles wächst natürlich vor uns auf, in lückenloser Entwicklung, ohne

Grenzboten II 1909

49